

„Die Autonomie – die Selbstbestimmtheit – des Menschen und der Welt ist das Ziel allen Denkens.“ So fasst Dietrich Bonhoeffer die letzten sieben Jahrhunderte europäischen Geistes zusammen. Er sieht sich in einer „mündigen Welt“, und in dieser Bezeichnung schwingt Kants Definition „Was ist Aufklärung“ in den Berlinischen Monatsschriften aus dem Jahr 1784 mit: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen.“ Dieser Aufsatz schließt mit der Aufforderung: „Sapere aude – Wage es mutig, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“

Hat das Christentum da überhaupt noch eine Chance? Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert erschüttert eine bislang ungeahnte Ausrittswelle die Kirchen – von Menschen, die aus eigener Kraft zu letzten Erkenntnissen der Welt finden wollen oder denen eingeredet wird, die Kirche verfremde die völkische Kultur. Bonhoeffer zählt nicht zu diesem Haufen, schwimmt mutig gegen den Strom seiner unseligen Zeit und bezahlt das schließlich mit dem Leben.

„Was mich unablässig bewegt, ist die Frage, was das Christentum oder auch wer Christus heute für uns eigentlich ist“, schreibt er am 30. April 1944 aus dem Gefängnis an seinen Freund Eberhard Bethge. Bis zuletzt ringt der Theologe um ein zeitgemäßes Verständnis der Wirklichkeit Jesu. Er stellt sich dabei, selbst einer der führenden Köpfe der Bekennenden Kirche, mit seiner „nicht-religiösen Interpretation biblischer Begriffe“ quer zu allen Theologen seiner Zeit.

Mündigkeit – das ist für Bonhoeffer die Weigerung des modernen Menschen, eine Autorität anzuerkennen, die nicht als echt erfahren wird. Wer in dieser modernen Welt über Christentum reden will, muss dies mit intellektueller Redlichkeit tun. Da kann nicht mehr von einem Gott die Rede sein, der immer dann einspringt, wenn Menschen mit ihrem Latein am Ende sind. Selbst in der Bekennenden Kirche, in der sich der Protest evangelischer Kirchen gegen das Hitler-Regime und die von ihm favorisierten „Deutschen Christen“ formiert hat, vermisst Bonhoeffer diese intellektuelle Redlichkeit. Er spürt, dass es ums Abschiednehmen gilt im sich auflösenden alten Europa: Abschied von Religion, von Kirche, von Gott.

„Wir gehen einer völlig religionslosen Zeit entgegen“, sagt er einmal und richtet mutig den Blick nach vorn – auch noch in den letzten Tagen vor seiner Hinrichtung, als sich seine Zukunft fast erschöpft hat.

Am 4. Februar 1906 wird Dietrich als Sohn des Professors Carl Bonhoeffer in Breslau geboren und wächst in einer großen Geschwisterschar auf. Dietrich ist das sechste von insgesamt acht Kindern. Der Vater ist Psychiater – übrigens der erste Psychiater auf einem Lehrstuhl in Deutschland. Die Mutter, Paula, geborene von Hase, entstammt einer Theologenfamilie. In der Familie jedoch spielen religiöse Fragen nur am Rande eine Rolle: Wissenschaft ist empirische Forschung und rationale Erklärung nachweisbarer Phänomene.

Den Ersten Weltkrieg erlebt Dietrich als Kind, steckt tagtäglich mit seinen Schulkameraden den Frontverlauf ab, entwickelt vaterländische Gedanken, denkt auch über den Tod nach. Später schreibt er über diese Zeit, er „wäre gern und früh gestorben, einen schönen frommen Tod. Sie sollten es alle sehen und wissen, dass das Sterben nicht hart, sondern herrlich ist für den, der an Gott glaubt“. Doch Dietrich lebt auch gern und genießt – das Essen zum Beispiel. Als Lebensmittel gegen Kriegsende knapp werden, zeigt er sich als ein wahres Genie im Organisieren. Als sein Bruder Walter an der Front fällt, trifft das Dietrich zutiefst.

Nach dem Sturz des Kaisers und der Gründung der Weimarer Republik wird in der Familie Bonhoeffer viel diskutiert. Dietrich ist eher konservativ, sucht nach tragfähigen Werten. Sein Abitur besteht er im Jahr 1923 mit besten Noten – nur seine Handschrift ist mit „nicht genügend“ bewertet.

Die Religiosität des jungen Mannes ist äußerst gefühlsbetont. Er unterscheidet „rote“ und „schwarze“ Lieder. Ein rotes ist beispielsweise „Jesu geh' voran“, ein schwarzes „Nun danket alle Gott“. Schwarz sind Lehre und Kirche, rot sind Leben und Glaube.

Der Sohn ist ein guter Sportler, ein Siegertyp, ist auch musisch begabt. Der Vater hofft, dass Dietrich ein Wissenschaftler in seinem Sinne wird, doch der Sohn studiert zum Befremden der Familie Theologie in Tübingen und Berlin, lernt den großen Theologen Karl Barth kennen und legt sich mit ihm an. Denn der junge Student ist ein Außenseiter. Er stellt Fragen, und er fragt gründlich, hinterfragt auch die Vernunft. Die Sturm- und Drang-Periode in der neuen Theologengeneration ist ihm suspekt.

Was Kirche eigentlich zur Kirche mache, fragt in diesen Jahren Barth in Göttingen. Er kritisiert, Kirche habe Kultur und Gesellschaftsordnung unkritisch akzeptiert und religiös überhöht, der „Kulturprotestantismus“ habe sich als unfähig erwiesen, Kriege zu verhindern und soziale Fragen zu beantworten. Barth weist darauf hin, dass die „Gemeinschaft der Heiligen“ in der altkirchlichen Dogmatik die Andersartigkeit der Christen darstellt, die zwar in der Welt, aber nicht nach den Gesetzmäßigkeiten der Welt leben. Dietrich kann dazu nicken, aber er bleibt dabei nicht stehen:

Auch wenn Kirche ihren Ursprung nicht in der Welt habe, so habe sie doch eine weltliche soziale Gestalt. So sei Kirche „von Gott gestiftet und doch empirische Gemeinschaft, wie sie jede andere auch ist“. In dieser Kirche lebt „Christus als Gemeinde existierend“ weiter. Dietrich fordert deshalb: Kirche muss Distanz zur Welt wahren und sich gleichzeitig verantwortlich in und zu ihr verhalten. Hans-Christoph von Hase, Theologiestudent in Tübingen, schreibt: „Es werden nicht viele die Sache wirklich begreifen, die Barthianer wegen der Soziologie und die Soziologen wegen Barth.“

1927 legt Dietrich seine Dissertation vor. Sein Vetter 1928 findet sich der junge Theologe, gerade das landeskirchliche Examen bestanden, in der deutschen Gemeinde in Barcelona wieder. Der oft banale Alltag beendet zunächst den akademischen Höhenflug des Theologen, und so sagt Bonhoeffer in einem Gemeindevortrag: „Der Mensch, der die Erde verlassen will, der heraus will aus der Not der Gegenwart, verliert die Kraft, die ihn durch ewige geheimnisvolle Kräfte immer noch hält. Die Erde bleibt unsere Mutter, wie Gott unser Vater bleibt.“ Er vermischt beide nicht, lässt die Eigengesetzlichkeit der Welt zunächst unangetastet. Später wird er ganz anders darüber denken.

1929 unterrichtet er eine Konfirmandenklasse in Berlin und stellt erschrocken fest, dass seine Schützlinge überhaupt keinen religiösen Boden unter den Füßen haben. Das soll für ihn ein Schlüsselerlebnis werden, zumal gerade in dieser Zeit – Weltwirtschaftskrise, Erstarkung der NSDAP – fester Boden nötiger gewesen wäre als je zuvor. Er habilitiert sich 1930 für systematische Theologie und wirkt ein Jahr am Theologischen Seminar New York. Hier lernt er soziales und politisches Christentum kennen. In seiner Heimat kommt die NSDAP im September von 12 auf 107 Sitze.

Von seinem Bruder Klaus erfährt Dietrich: „Man liebäugelt mit dem Faschismus. Ich fürchte, wenn diese radikale Welle sich der Gebildeten bemächtigt, ist es um das Volk der Dichter und

Denker geschehen.“ Höchste Zeit für Dietrich, nach Deutschland zurückzukehren. In Berlin wird er Studentenpfarrer und Jugendsekretär des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen.

In einer Christologie-Vorlesung im Jahr 1933 spricht Bonhoeffer von der Weltlichkeit und der Unausweichlichkeit der Gestalt Jesu Christi – gleichsam das Präludium zur späteren nicht-religiösen Christusverkündigung: „Die Begegnung mit Jesus hat eine andere Ursache als die mit Sokrates oder Goethe. An der Person Jesu kommt man darum nicht vorbei, weil er lebt. An der Person Goethes kommt man zur Not vorüber, weil er tot ist. Tausendfach sind die Versuche, der Begegnung mit Jesus sowohl standzuhalten wie auszuweichen. Für die Welt des Proletariates scheint Christus mit der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft erledigt zu sein. Aber gerade hier besteht für sie auch die Möglichkeit der Distanzierung Jesu von seiner Kirche; er ist nicht der Schuldige. Jesus ja, Kirche nein. Jesus kann hier zum Idealisten, zum Sozialisten werden. Was heißt es, wenn der Proletarier in seiner Welt des Misstrauens sagt: Jesus war ein guter Mensch? Es heißt, dass man zu ihm kein Misstrauen zu haben braucht. Der Proletarier sagt nicht: Jesus ist Gott. Aber mit dem Wort vom guten Menschen Jesus sagt er jedenfalls mehr, als wenn der Bürger sagt: Jesus ist Gott.“

Damit hebt Bonhoeffer die Grenzen der sichtbaren Kirche auf, denn Jesus – so sagt er – begegnet in der ganzen Welt und in allen Lebensbereichen. Deshalb sei Jesus keine alte Akte, die von der Kirche immer wieder künstlich aktualisiert werde, sondern er sei die letzte und tiefste Bestimmung menschlichen Seins.

„In diesem Namen ist Gott und die Welt beschlossen. In ihm hat alles seinen Bestand. Von nun an kann weder von Gott noch von der Welt recht geredet werden, ohne von Jesus Christus zu reden. Alle Wirklichkeitsbegriffe, die von ihm absehen, sind Abstraktionen.“ So ist es in seiner „Ethik“ zu lesen, dem letzten großen, unvollendet gebliebenen Werk Bonhoeffers. In das Jahr 1933 – Hitler hat soeben die Macht ergriffen - fällt auch jener mutige Vortrag des Theologen, der zunächst über den Berliner Rundfunk ausgestrahlt und dann abrupt abgebrochen wird. Bonhoeffer kritisiert am 1. Februar die Sehnsucht des Volkes nach einem Führer, der mangels Erkenntnis eigener Grenzen zum Verführer werden muss. Nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar treten die Notverordnungen in Kraft, die die persönliche Freiheit in Deutschland einschränken. Die evangelische Kirche begrüßt zu Bonhoeffers Erschrecken diese Maßnahme. Otto Dibelius, Generalsuperintendent in Berlin, sagt:

„Wenn der Staat seines Amtes waltet gegen die, die die Grundlagen der staatlichen Ordnung untergraben, gegen die vor allem, die mit ätzendem und gemeinem Wort die Ehe zerstören, den Glauben verächtlich machen, den Tod für das Vaterland begehren - dann walte er seines Amtes in Gottes Namen!“ Vor Berliner Pfarrern fordert Bonhoeffer daraufhin, Kirche dürfe sich nicht aus der Politik heraushalten, wenn der Staat grundlegende Menschenrechte außer Kraft setze. Als er ganz konkret zu politischem Widerstand auffordert, verlassen fast alle Zuhörer den Saal.

Als in demselben Jahr der Arierparagraph in Deutschland die Judenverfolgung ermöglicht, gehört Bonhoeffer zu den ersten, die Flugblätter dagegen verfassen und unters Volk bringen. In seinem Vortrag „Die Kirche vor der Judenfrage“ prangert er das neue Unrecht an. Er sieht, dass sich in Deutschland eine Kirche gebildet hat, in der er selbst keine Heimat finden kann: die Deutschen Christen. Sie begrüßen die „nationale Revolution“ und proklamieren ihrerseits ein „artgemäßes Christentum“ nach „deutschem Luthergeist“ und „heldischer Frömmigkeit“. Deutsche Christen berufen sich auf Luther, und dessen Anlehnung an den Landesherren wirkt sich jetzt fatal aus:

Die lutherische Kirche, als Landeskirche von alters her den Landesherren und der Obrigkeit verpflichtet, ist in der Masse unfähig zu einem kritischen Votum. Hitler weiß, wie er diese Kirche, die nach der Revolution von 1919 kontinuierlich an Gewicht verloren hat, neu an sich binden kann: Er schickt ganze SA-Einheiten in die Gottesdienste, füllt den Predigern seines Geschmacks die Häuser. Am 23. Juli 1933 finden Kirchenwahlen statt. Der Liste „Deutsche Christen“ stellt sich Bonhoeffer mit Freunden mit der Liste „Evangelium und Kirche“ entgegen, doch ihre Flugblätter werden kurz vor der Wahl beschlagnahmt. Dietrich Bonhoeffer erfährt erstmals die Macht der Geheimen Staatspolizei. Bonhoeffer kehrt Deutschland den Rücken, nicht ohne zuvor die Nationalsynode gemeinsam mit Freunden aufgefordert zu haben, „Gott mehr zu gehorchen als den Menschen“.

Bonhoeffer spürt: Diese Kirche hat mit der sichtbaren Gestalt Christi auf Erden nichts mehr zu tun, sie verrät vielmehr Christus. Der kritische Theologe sucht Kontakte zu einer Freikirche, findet aber auch dort keine Heimat. Bonhoeffer schlägt vor, dass alle Pfarrer ihr Amt niederlegen, die den Arierparagraphen ablehnen. Doch er kann sich damit nicht durchsetzen. Hat doch kein geringerer als Martin Niemöller soeben dem Führer treue Gefolgschaft gelobt – als Dank für Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund.

Im Herbst 1933 wird der junge Theologe Pastor zweier deutscher Gemeinden in London, kehrt jedoch schon bald zurück nach Deutschland. Aber er hat nun wichtige Adressen im Gepäck, hat beispielsweise den Lordbishop von Chichester und Präsidenten des Weltrates für Praktisches Christentum, George Bell, kennen gelernt und zum Freund gewonnen.

1934 findet sich Bonhoeffer als beratendes Mitglied im ökumenischen Rat wieder. Anfang Juni wird auf der Barmer Synode die Bekennende Kirche konstituiert, die „Evangelische Kirche im Widerstand“. 1935 beauftragt ihn diese innerkirchliche Opposition zu den „Deutschen Christen“ mit der Leitung ihres Predigerseminars zunächst in Zingst, dann in Finkenwalde bei Stettin. Dieses Seminar wird 1937 von den Nationalsozialisten geschlossen. In demselben Jahr werden die Führungsorgane der Oppositionskirche zerschlagen, Martin Niemöller wird Hitlers „persönlicher Gefangener“.

Wie ein Wunder hat er überlebt und schreibt später: „Als sie die Kommunisten verhafteten, habe ich geschwiegen. Ich war ja kein Kommunist. Als sie die Gewerkschaftler holten, habe ich nicht protestiert. Ich war ja kein Gewerkschaftler. Als ich an der Reihe war, gab es keinen mehr, der protestieren konnte.“

Die Bekennende Kirche hat ihre Sprache verloren, schweigt sogar zur sogenannten „Reichskristallnacht“ am 9. November 1938. In diesem Jahr wird Bonhoeffer aus Berlin ausgewiesen, 1939 geht er nach Amerika. Aber er geht halben Herzens und weiß, dass er Antworten auf offene Fragen nur in der bedrohten Heimat geben kann. Eberhard Bethge beschreibt die innere Zerrissenheit seines Freundes Bonhoeffer so: „Soll ich in der sauberen hergebrachten Trennung der Bereiche bleiben – und ich weiß, dass ich als Pastor deutlich zu dem einen gehöre? Soll ich mir eine Reinlichkeit erhalten, um die ich mich in der ‚Nachfolge‘ so sehr gemüht habe? Oder soll ich die Gerechtigkeit des Reiches, um das wir beten, darin nun entdecken, dass ich mich mit denen mische, die ihrer beladenen Verantwortung um das besudelte Deutschland nicht entinnen können? Soll ich mit ihnen für eine bessere Erhaltungsordnung meine Reputation aufs Spiel setzen – auch die pfarrherrliche Reputation und die bei der Kirche?“

Bonhoeffer kehrt zurück nach Deutschland, um die vernichtenden Kräfte dieser Erde zu

bändigen, und er agiert und agitiert. Und er macht sich Gedanken über Schuld, kirchliche Schuld. Er bereitet ein kirchliches Schuldbekennnis vor: „Die Kirche war stumm, wo sie hätte schreien müssen. Die Kirche bekennt, die willkürliche Anwendung brutaler Gewalt, das leibliche und seelische Leiden unzähliger Unschuldiger, Unterdrückung, Hass und Mord gesehen zu haben, ohne ihre Stimme für sie zu erheben, ohne Wege gefunden zu haben, ihnen zu Hilfe zu eilen. Sie ist schuldig geworden am Leben der schwächsten und wehrlosesten Brüder Jesu Christi.“

Er persönlich hat längst die Unschuld verloren, merkt er, und erklärt sich bereit zu einem Attentat auf Hitler. Er wolle zuvor aus der Kirche austreten, denn jede Anwendung von Gewalt sei Schuld. Aber: Es gibt nach Bonhoeffer Situationen, in denen ein Christ aus Liebe zum Nächsten Schuld auf sich nehmen muss. Er sieht Jesus als Vorbild: „Aus seiner selbstlosen Liebe, aus seiner Sündlosigkeit heraus tritt Jesus in die Schuld der Menschen ein, nimmt sie auf sich. Wer sich in der Verantwortung der Schuld entziehen will, löst sich aus dem erlösenden Geheimnis des sündlosen Schuldtragens Jesu Christi und hat keinen Anteil an der göttlichen Rechtfertigung, die über diesem Ereignis liegt. Er stellt seine persönliche Unschuld über die Verantwortung für die Menschen, und er ist blind für die heillosere Schuld, die er gerade damit auf sich lädt.“ Nein, das Wasser kann es für Bonhoeffer nicht geben, in dem einst Pilatus seine Hände vor Unschuld wusch.

Im Jahr 1942 trifft er den Bischof von Chichester in Stockholm wieder und informiert ihn über die Lage des Widerstandes in Deutschland. Mit diesem Gespräch soll er dem Nachkriegsdeutschland einen ungeheuren Dienst erweisen, denn nun weiß die Welt: Nicht alle Deutschen sind Nazis! Seine kirchliche Arbeit wird vom Naziregime nach Kräften gestört: Vorlesungs- und Schreibverbot, Aufenthaltsverbot in Berlin. Vom Widerstand wird er mit falschen Pässen und Kurierausweisen ausgestattet.

Am 12. März 1943 fahren Bonhoeffers Freunde Eberhard Bethge und Hans von Dohnanyi im Wagen Karl Bonhoeffers zum Ostbahnhof in Berlin. Dohnanyi trägt in seiner Aktentasche einen britischen Sprengstoff, den er gemeinsam mit Admiral Canaris nach Smolensk bringt. Dort soll Henning von Treskow den Sprengstoff in das Flugzeug schmuggeln, mit dem Hitler am 13. März nach Deutschland zurückkehren will. Doch der Zünder versagt, Hitler landet unverseht. Es gibt weitere Attentatsversuche aus Bonhoeffers Freundeskreis, alle missglücken.

Die Arbeit im Widerstand geht nicht lange gut: „Ein heller Montag im April 1943. Anrufe informierten uns, dass Hans von Dohnanyi aus seinem Amt geholt ist. Dietrichs Zimmer kann noch in den Zustand gebracht werden, der günstig erschien, auf harmlose Spuren zu lenken. Dann ist das erwartete Auto da.“ So beschreibt Bethge die Verhaftung seines Freundes am 5. April 1943 nach einem missglückten Anschlag auf Hitler.

Vom 5. April 1943 bis zum 8. Oktober 1944 sitzt Bonhoeffer im Militärgefängnis in Berlin-Tegel. Danach kommt er in das Gestapo-Gefängnis in der Prinz-Albrecht-Straße, dann in das Konzentrationslager Buchenwald, wird von dort schließlich in das Konzentrationslager Flossenbürg verschleppt. Eine ganze Reihe von Briefen schreibt er in dieser Zeit an seine Familie, seine Verlobte, seine Freunde. Er bittet sie um Unterstützung und um Bücher - nicht nur theologische. Bonhoeffer bleibt während seiner gesamten Haft dem Leben zugewandt und an der breiten Palette der Kultur interessiert – von der Literatur über die Malerei bis hin zur Musik. Seinen letzten Brief schreibt er aus der Haft am 17. Januar 1945. Am 9. April 1945 wird er gemeinsam mit führenden Männern der Abwehr wie Admiral Canaris erhängt. Sein Bruder Klaus und zwei Schwager sind schon vorher ermordet worden. Die Wärter in Tegel

erkennen, dass Bonhoeffer ernst meint, was er sagt. Dass er echten und hilfreichen Trost spenden kann – den Gefangenen und den Wärtern gleichermaßen. So bringen sie ihn heimlich zu anderen verzweifelten Gefangenen, ermöglichen ihm das Schreiben und verwahren seine Arbeiten, bauen einen Kurierdienst zu Bonhoeffers Familie und zu seinen Freunden auf.

Bonhoeffer nimmt seinen kirchlichen Zeitgenossen die Binde theologischer Befangenheit von den Augen: Er sieht, dass der moderne Mensch ohne Gott lebt und offenbar ohne Gott leben kann. Er braucht zu seinem Denken und zum Zurechtfinden in der Welt nicht mehr die „Arbeitshypothese Gott“. Ein Überlebender sagt nach dem deutschen Zusammenbruch: „Ich habe in den ganzen Jahren im KZ und im Zuchthaus Gott nicht gebraucht!“

Das ist die Grunderfahrung der Moderne, und da dürfen Kirchen nicht versuchen, Gott wieder durch die Hintertür einzuschmuggeln, wie sich ein gerade abgewiesener Zeitschriftenvertreter auf eine neue Verkaufschance in die Wohnung mogeln möchte. Das Jenseits zählt nicht mehr im modernen Bewusstsein, und die „Innerlichkeit“, in der man zu Beginn des Jahrhunderts Gott noch ein lauschiges Plätzchen reservieren möchte, ist in der Moderne verdrängt. Die Gottlosigkeit der Menschheit wird als Normalität erfahren.

In dieser gottlosen Welt – und sie war es eigentlich schon immer, sagt Bonhoeffer – hat Jesus an der Seite der Menschen unter der Gottesferne gelitten. Um sich ihnen an die Seite zu stellen, braucht er nach Bonhoeffer also keinen religiösen Sonderbezirk wie die Kirche, die für ihn als Leib Christi auf Erden allerdings theologisch eine große Rolle spielt. Aber Christentum ist für ihn keine Sonntagsreligion in einem klar abgegrenzten, sakralen Bezirk, sondern eine Alltagserfahrung. Christus habe im Alltag dieser Welt gelitten und sie damit für sich in Anspruch genommen.

Bonhoeffer gibt den Menschen die Erde wieder, denn Christsein bedeutet für ihn wirkliches Leben in dieser Welt, Teilnahme an den Nöten, Fragen, Entscheidungen, auch am Protest und an der Ratlosigkeit. Der Mensch habe auf dieser Erde in gläubiger Diesseitigkeit seinem Herrn nachzufolgen, der diese Welt als Lebender, Sterbender und Auferstehender durchmessen habe.

Bonhoeffer selbst ist dieser Welt zugewandt, ist kein Jammerlappen: Sportlich seinen Freunden überlegen, glücklich über jeden Sieg, ein Genießer der echten Kunst und ein Virtuose auf dem Klavier. Leben und Botschaft sind eins bei ihm, eine Zweigleisigkeit, einen Bruch – etwa: hier Mensch, da Pfarrer – gibt es für ihn nicht. „Dietrich Bonhoeffer war die einheitlichste und eindeutigste Persönlichkeit, die ich kenne“, urteilt Albrecht Schönherr, der sich in Bonhoeffers Seminar auf das Predigtamt vorbereitet hat.

Ein englischer Offizier namens Payne Best, der gemeinsam mit Bonhoeffer im Gestapo-Gefängnis saß, schildert ihn so: „Bonhoeffer schien mit immer eine Atmosphäre von Glück, von Freude über jedes geringste Lebensereignis und von tiefer Dankbarkeit für die bloße Tatsache zu verbreiten, dass er lebendig war. Er war einer der sehr wenigen Menschen, die ich jemals getroffen habe, für die Gott real und immer nahe war.“

Ein umfassendes theologisches Testament hat Bonhoeffer nicht hinterlassen, dazu ist er zu jung gestorben. Aber er hat gründlich aufgeräumt mit dem, was der Kirche – auch seiner Bekennenden Kirche – lieb und teuer ist: mit einem Gott, der mit seiner Allmacht aushilft, wo menschliche Macht am Ende ist; mit der religiösen Auslegung der Bibel, die für einen Sonderbereich neben dem Leben in der Welt gilt; mit der Vorstellung, dass Religion zum Wesen des Menschseins gehöre; mit dem Schuld-Sünde-Denken. Das macht ihn nicht eben

beliebt in der Riege der traditionellen Theologen, auch nicht unter den modernen Theologen seiner Zeit wie Karl Barth und seinen Schülern – obwohl er selbst wichtige Impulse von Barth erhalten hat.

„Jesus ruft uns nicht zu einer neuen Religion, sondern zum Leben“, schreibt Bonhoeffer am 18. Juli 1944. Das Leben ist für ihn keine neue Religion, die Bibel kein religiöses Buch. Ihre religiöse Interpretation ist für Bonhoeffer eine Verschleierung der wirklichen Botschaft.

Und die Kirche? „Das Wesen der Kirche kann nur von innen heraus cum ira et studio verstanden werden, nie hingegen von unbeteiligter Seite. Nur wer den Anspruch der Kirche ernst nimmt und diesen nicht an anderen derartigen Ansprüchen oder seiner eigenen Vernünftigkeit relativiert, sondern ihn aus dem Evangelium heraus versteht, hat Aussicht, etwas von ihrem Wesen zu schauen.“

Hegel hat „Gott als Gemeinde existierend“ bezeichnet, Bonhoeffer sagt: „Die personale Einheit der Kirche ist ‚Christus als Gemeinde existierend‘“. Den Repräsentanten der Kirchen fordert er ab: „Auf Grund der Heiligen Schrift verkündigt das Predigtamt Jesus Christus als den Herrn und Erretter der Welt. Es gibt keine legitime kirchliche Verkündigung, die nicht Christusverkündigung wäre.“

An der Bekennenden Kirche bemängelt er: „Wenig Christusglaube!“ Jesus – so sagt er – entschwindet dem Blick. Kirche dürfe nicht mit sich selbst beschäftigt bleiben: „Wir müssen wieder in die freie Luft der geistigen Auseinandersetzung mit der Welt. Wir müssen es auch riskieren, anfechtbare Dinge zu sagen, wenn dadurch nur lebenswichtige Fragen aufgerührt werden. Ich fühle mich als ein ‚moderner Theologe‘, der doch noch das Erbe der liberalen Theologie in sich trägt, verpflichtet, diese Fragen anzuschneiden.“ Diese Zeilen schreibt Bonhoeffer aus der Zelle. Die interkonfessionellen Gegensätze bezeichnet er als nicht mehr echt: „Barth und Bekennende Kirche führen dazu, dass man sich immer wieder hinter den Glauben der Kirche verschanzt und nicht ganz ehrlich fragt und konstatiert, was man selbst eigentlich glaubt. Darum weht auch in der Bekennenden Kirche nicht ganz freie Luft.“

In seinem Vortrag „Dein Reich komme! Das Gebet der Gemeinde um Gottes Reich auf Erden“ hat er diese Gedanken schon 1932 vorbereitet. „Weder der glaubt es, der zu ihm aus der Welt flieht, noch der, der es als ein Reich der Welt selbst aufrichten zu sollen meint.“ Wer der Erde entweicht, um Gott zu finden, aber auch wer Gott entweicht, um die Erde zu finden, der findet nur zu sich selbst.

„Wer Gott liebt, liebt ihn als Herrn der Erde, wie sie ist, wer die Erde liebt, liebt sie als Gottes Erde. Wer Gottes Reich liebt, liebt es ganz als Gottes Reich, er liebt es aber auch ganz als Gottes Reich auf Erden.“ So teilt Bonhoeffer die Menschen ein in Weltkinder, „christliche Säkularisten“, die das Reich bauen wollen und die Kirche zu einem Aktionsorgan für religiös-sittlichen Neubau machen, und in Hinterweltler, die „den bösen Kniff herausbekamen, religiös, ja sogar ‚christlich‘ zu sein auf Kosten der Erde“. Letzteres sei die Frömmigkeit von Schwächlingen. Christus führe den Menschen nicht in Hinterwelten der religiösen Weltflucht, „sondern er gibt ihn der Erde zurück als ihren treuen Sohn“.

In der Haft wendet er sich der Theologie- und Kirchengeschichte zu, insbesondere der des 19. Jahrhunderts, und er sieht die Menschen darin mündig, also religionslos werden. Sein ganz zentrales Anliegen ist: „Wie kann Christus der Herr auch der Religionslosen werden? Gibt es religionslose Christen? Wenn die Religion nur ein Gewand des Christentums ist, was ist dann ein religionsloses Christentum?“ Kann es einen Sinn haben, Gott, immer weiter von der

Erkenntnis der Wissenschaft, jeweils als „Lückenbüßer“ einzusetzen?

„Die Religiösen sprechen von Gott, wenn menschliche Erkenntnis (manchmal schon aus Denkfaulheit) zu Ende ist oder wenn menschliche Kräfte versagen – es ist eigentlich immer der deus ex machina, den sie aufmarschieren lassen, entweder zur Scheinlösung unlösbarer Probleme oder als Kraft bei menschlichem Versagen, immer also in Ausnutzung menschlicher Schwäche bzw. an den menschlichen Grenzen. Das hält zwangsläufig immer nur solange vor, bis die Menschen aus eigener Kraft die Grenzen etwas weiter hinausschieben und Gott als deus ex machina überflüssig wird.“

So fordert er in seiner nicht-religiösen Interpretation der biblischen Begriffe: „Nicht erst an den Grenzen unserer Möglichkeiten, sondern mitten im Leben muss Gott erkannt werden: im Leben und nicht erst im Sterben, in Gesundheit und Kraft und nicht erst im Leiden, im Handeln und nicht erst in der Sünde will Gott erkannt werden. Der Grund dafür liegt in der Offenbarung Gottes in Jesus Christus. Er ist die Mitte des Lebens.“

Dieses Gottesbild grenzt er gegen die Religion ab: „Hier liegt der entscheidende Unterschied zu allen Religionen. Die Religiosität des Menschen weist ihn in seiner Not an die Macht Gottes in der Welt. Gott ist der deus ex machina – der Gott aus dem Theaterhimmel. Die Bibel weist den Menschen an die Ohnmacht und das Leiden Gottes, nur der leidende Gott kann helfen. Insofern kann man sagen, dass die beschriebene Entwicklung zur Mündigkeit der Welt, durch die mit einer falschen Gottesvorstellung aufgeräumt wird, den Blick freimacht für den Gott der Bibel, der durch seine Ohnmacht der Welt Macht und Raum gewinnt. Hier wird wohl die 'weltliche Interpretation' einzusetzen haben.“

So kommt Bonhoeffer zu einer ganz eigentümlichen Art der Jesus-Nachfolge: „Nachfolge ist Bindung an den leidenden Christus. Darum ist das Leiden der Christen nichts Befremdliches. Es ist vielmehr lauter Gnade und Freude. Die Berichte über die ersten Märtyrer der Kirche bezeugen es, dass Christus den Seinen den Augenblick des höchsten Leidens verklärt durch die unbeschreibliche Gewissheit seiner Nähe und Gemeinschaft. So wurde ihnen mitten in der furchtbarsten Qual die höchste Freude zuteil.“

Von dieser Position aus kann er am Neujahrstag 1945 aus dem Gefängnis die wunderschönen Verse schreiben:

„Von guten Mächten wunderbar geborgen,
Erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns, am Abend und am Morgen
Und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“

In der späteren Sammlung „Widerstand und Ergebung“ führt Bonhoeffer den Leidensgedanken noch weiter aus. Leiden müsse zwar nicht unbedingt zum Wesen der Religion, wohl aber zum Wesen des Glaubens gehören. Jesus sei in erster Linie der Knecht Jahwes, um den Reichen und der Gerechtigkeit willen erniedrigt und geschmäht, der ans Kreuz geschlagen ist und den Todeskampf leidet bis ans Ende der Welt. Gott selbst ist in dieser Sicht nicht der prächtige Herrscher, der von Engeln umschwebt wird, sondern ein Gott, der in und an der Welt leidet. Der Glaube und das Nachfolgen dieses Mannes müssten deshalb von Leiden geprägt sein.

Auch und gerade in der Gefangenschaft ist dem Theologen die Gewissheit gewachsen: „Wir können nicht sagen, wann es geschehen wird, aber es wird der Tag kommen, an dem

Menschen gerufen werden, das Wort Gottes so zu sagen, dass die Welt dadurch verändert und neu wird. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht vollkommen nicht-religiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu die Sprache einer neuen Gerechtigkeit und einer neuen Wahrheit, eine Sprache, die den Frieden Gottes mit den Menschen und das Kommen seines Reiches verkündigt.“

„Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe.“ Diese Stelle aus dem Johannes-Evangelium bezieht Bonhoeffer in einem Brief vom 28. August 1941 ganz persönlich auf sich. „Sie lenkt den Blick auf die Zukunft der Kirche, auf das, was Christus für uns getan hat, und schließlich auch auf unser Amt. Wenn wir Hirten der Gemeinde sein sollen, wie Christus es war, dann ist damit eben doch wesentlich mehr gesagt, als dass wir Prediger sein sollen. Sämtliche Amtsbezeichnungen im Neuen Testament (apostolos, didaskolos, prophetes, poimen) sind ja ursprünglich Bezeichnungen des Christusamtes, sie werden von Christus selbst gebraucht. Auch das Amt setzt eine Gleichgestalt mit Christus voraus. Das ist die hohe Würde des Amtes. Wie gut, daran wieder einmal erinnert zu werden. Die Menschen brauchen Hirten, Christus war der Hirte, wir sollen durch ihn und wie er Hirten der Menschen sein. Ich bin selbst dankbar, diesen Spruch heute gefunden zu haben. Wenn nur der Bann, der uns jetzt noch an der freien Ausübung dieses Amtes hindert, bald wiche. Wenn nur unsere Gedanken wieder ungeteilt dieser Aufgabe gehören könnten!“

Bonhoeffer hat dies nicht mehr erleben dürfen – wenn er auch selbst im Konzentrationslager noch in diesem Amtsverständnis seelsorgerisch tätig werden darf. Er hat gehnt, dass er kein hohes Alter erreichen werde, und dies in vielen Andeutungen seinem Freundeskreis mitgeteilt. Er hat nicht gestöhnt über sein Schicksal, sondern gedankt für die große Liebe, mit der ihn seine Familie, seine Verlobte und Freunde begleitet haben. Er hat sich manchmal ungeduldig aufgebäumt und bestritten, dass es wirklich ein Zeichen christlicher Demut sei, alles klaglos zu ertragen. Für George Bell, den Lordbishop von Chichester, sind die letzten Worte bestimmt, die von Bonhoeffer überliefert sind, aber an die ganze Welt sind sie gerichtet: „Das ist das Ende, für mich der Beginn des Lebens. Ich glaube an die universale christliche Brüderlichkeit über alle nationalen Interessen hinweg, und ich glaube, dass uns der Sieg sicher ist!“